

Von heimatlichem Brauchtum und Sitte

Plauderei rund um den Andreasabend(30. November)

In manchen Gegenden Schlesiens wurde in der Vorweihnachtszeit der Andreastag - vornehmlich in katholischen Gegenden - gefeiert. Dem Kirchenvolk wurden seine Heiligen im Gottesdienst vorgestellt. Legenden erzählen vom Hl. Andreas, wie er den ihm durchs Los zuerteilten Schutzbefohlenen seine besondere Hilfe in der Not zuteil werden läßt. (Der Apostel Andreas ist ein Bruder des Simon Petrus; wurde an einem schräggestellten Kreuz gemartert - Andreaskreuz, ähnlich dem Buchstaben „X“. Anmerkg.d.Red.)

Und manch eine Kirchengemeinde hat sich ihn zum Schutzheiligen erwählt. Wohl aus der römischen Kirche übernommen haben auch protestantische Kirchengemeinden den Namen von Aposteln oder berühmten Kirchengestalten angenommen oder einem alten Brauch folgend, eine solche Namensgebung vollzogen. Vielen dürften noch die Namen Breslauer protestantischer Kirchen bekannt sein, wie St.Elisabeth, St.Barbara, St.Maria-Magdalena, St.Bernhardin u.a. Und in unserer Stadt Namslau gab es die Andreaskirche, nach der wohl die daran vorbeiführende Straße, die Andreaskirchstraße, benannt wurde, obwohl sie , am früheren Breslauer Tor gelegen, die Verlängerung der' Oels-Breslauer Straße ist.

Trotz eifrigsten Bemühens. ist es mir aus den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen nicht gelungen, Genaueres über Name und Namensgebung der Andreaskirche zu erfahren Da es in Namslau nur eine evangelische Kirche gab, war die Namensbezeichnung des Gotteshauses im Volke nicht gebräuchlich, ja bei vielen Gemeindemitgliedern in Vergessenheit geraten.

Zwar kein gebürtiger Namslauer, doch aus dem

Nachbarkreis stammend, erinnerte mich in Namslau der Kirchen- und Straßename an einen in meiner Kinderzeit - es sind wohl 60-70 Jahre her - in vielen schlesischen Familien geübten Brauch, den Andreasabend zu feiern, den 30. November. Es war ja noch die Zeit, wo die Familien nicht mit Fernsehen, Radio, Leitungen und Illustrierten „belastet“ waren, und man froh war, im Familien- und nachbarlichen' Freundes- oder Verwandtenkreise an den langen Winterabenden im geselligem Zusammensein miteinander frohe Stunden zu erleben.

Lange vorher - meistens schon beim Auseinandergehen an der letzten Feier - wurde eingeladen. Gastgeber waren Eltern, die Töchter hatten, während die Bauernsöhne dabei gern gesehen waren. Natürlich fehlten andere Familienangehörige auch nicht, so daß das Haus oft recht voll war und Stühle aus der „Kirche“ geholt werden mußten. Aber je. enger man zusammenrückte, umso gemütlicher wurde es.

„Da kummt ock nach dem Aobendbrote aber nick goar so spät!“ hieß es in der Einladung. Das sollte jedoch kein Wink mit dem Zaunpfahl sein, sich zu Hause „zum Platzen satt zu essen“, weil es zum Andreasabend nischt geben würde. Wer das glaubt, der kennt unsere schlesischen - „Pauern“ nicht! Freilich, Andreasabend war kein „Schweeneschlachten“!

Da gabs mehr was „für den Hohlen Zoahn“, ihr wißt schont , wo's ich meene.

Ja, backen konnten unsere Bauers- und Landfrauen schon, und „so a wing konditorn verstanden se oach“. Und die Töchter —die Selma und die Emma - hatten ja einen Kochkursus für die sogenannte „feine Küche“ mitgemacht. Das geschah meistens im ersten Hotel der Kreisstadt, wo das Offizierskorps der Garnison und die Honoratioren-der Stadt verkehrten und Festlichkeiten,

wie Hochzeiten, Dinners usw abgehalten wurden. Ja, ich weiß von wohlhabenden Bauerstöchtern, die in Breslauer Logen oder im Zwinger solche Kochkünste absolvierten und dafür schwer bezahlen mußten.

Also für den Andreasabend war alles fertig gemacht; die Gäste konnten kommen. Auf weiß gedeckten Tischen, mit Tannenzweigen verziert, standen Obstschalen mit ausgesucht herrlichen Äpfeln und Apfelsinen, W a l - und Haselnüssen, Körbchen mit selbst gebackenen Pfefferkuchen und gekauften Thorner Katharinen (am 25. November war der Tag der Hl. Katharina, der Schutzheiligen der Philosophen und auch der Mädchen, die ohne Mann ins 25. Lebensjahr und damit ins „philosophische“ Alter kamen).

Der gut angeheizte Kachelofen - die Eisenplatten im „Röhr“ und das Eisentürchen glühten - strahlte eine mollige Wärme aus. Draußen war es schon empfindlich kalt, und eine klare Mondnacht ließ starken Frost erahnen. „Es is gutt, daß die Stube hinne ist!“ meinte der Großvater, der von draußen kam und sich die Hände warm rieb.

Im Hause' traf man die letzten Vorbereitungen für die zu erwartenden Gäste. Aus der Küche hörte man das Knallen vom Entkorken von Flaschen, es roch nach Zimmt und Nelken. Ja, Glühwein oder Punsch waren das Getränk am Andreasabend, das in zweierlei Hinsicht einheizte, den Körper erwärmte und den Geist munter machte. Daß es im Laufe des Abends auch für die Männer einen zünftigen Schnaps, Kognak, Kümmel - oder Doppelkorn gab, war ortsüblich. Während unsere heutige Damenwelt zu einem großen Teil den Männern gleich „scharfen Sachen den Vorzug gibt, waren die Frauen damaliger Zeit für süße Schnäpse und Liköre zu haben, die sie nippend wie Medizin einnahmen.

Unserer alten Generation werden noch Likörnamen wie Bergamoth, Rosenlikör, Pfefferminz, Kümmel, Eierlikör, Schokolade mit Nuß, Ingwer und Kräuterlikör im Gedächtnis sein.

Die Hofhunde schlagen wütend an; das kleine- Hoftor schlägt zu. Stirnengewirr, Abtrampeln von Stiefeln und Schuhen, mit dem Öffnen der schweren Eichen-Haustür erklingt die Türglocke. Die ersten Gäste sind da und treten in den durch eine Petroleumhängelampe erleuchtete Flur. Kerzen, Petroleum- und Spiritus glühlicht sorgten damals für Beleuchtung Und wer kennt noch die Nachtbeleuchtung im Kinder- oder Elternschlafzimmer? Jene kleinen sternchenförmigen, stearingetränkten Brennschwimmer auf einem Ölontergrund, der den Raum notdürftig erhellte.

Wie verabredet „trudelten“ in kurzen. Abständen alle erwarteten Gäste ein, die nach Alter, Verwandtschaft und Bekanntschaft auf die Zimmer verteilt wurden. Als sich so alle „rangiert“ hatten, kamen die Mädels mit großen Kuchen- und Tortenplatten und Bratenschüsseln, vollgepackt mit Pfannkuchen natürlich mit „Pflaumkalex mit Arak- oder Rumgeschmack“ nach alter schlesischer Bauernsitte, denn die „Konfitüre“ hatte damals noch nicht in den Bauernhaushalten Eingang gefunden und galt als Feinschmeckerzutat der Konditoren. War es doch auch noch nicht üblich, Torten selbst zu backen. Man lieferte Eier und Butter und ließ beim Konditor die Torten backen. Das war billiger, denn auch der wohlhabende Bauer sparte, wo es angebracht war. Das Tortenbacken in eigener Küche kam erst im 1. Weltkrieg auf wegen der Kriegsbewirtschaftung der Lebensmittel, so daß vieles unter Umgehung der Kriegsbewirtschaftung im Geheimen geschah.

Auf großen Tablett wurde in Teegläsern, meistens jedoch in Kaffeegedecks, der dampfende und duftende

Glühwein serviert. Wer erinnert sich noch an die kornblumenblauen Zwiebelmuster; schlesischer Kaffeetassen, Teller und bauchiger Kaffeekrüge und ganzer Eßservise?

Nun war alles versorgt - man löffelte, man blies und prostete, denn der Glühwein war gut, doch zu heiß. Der „Schwärtel-Krause“ aber hielt die Hand vor dem Mund, denn er hatte es wieder einmal zu eilig mit dem Trinken gehabt; nun schlürfte er „betuse -sachte“, doch so laut, dass man es im Nebenzimmer hören konnte. Aber ihm nahm es keiner übel, denn er war sonst ein freundlicher und hilfsbereiter Mann und ein tüchtiger Bauer.

Daß den Pfannkuchen fleißig zugesprochen wurde, versteht sich, denn die Tante Emilie hatte im Backen „woas weg“. Und auch der Glühweintopf, zwar wieder frisch gefüllt, zeigte bald den Boden. Was steckten da die Mädels, die den Pfannkuchenteig ausgestochen hatten, die Köpfe zusammen und machten spitzbübische Gesichter!

Der Pohl-Franze tat so, als ob er sich ‘nen Zahn ausgebissen hatte. Nun hatte er das „Ding“ auf den Teller gelegt, da woars a Porzellankoatzel. „Ne, nee“, meente er, „een Goldstückl wär mer lieber gewast.“ So fanden verschiedene Gäste eingebackene Scherzartikel im Pfannkuchen.

Ein großes „Halloh“ gab es immer, wenn ein Mädchen im heiratsfähigen Alter einen Reitersmann, einen Förster, einen Soldaten oder gar ein Wickelkind fanden. „Nu, schnell ans Abräumen, wir wollen Bleigießen!“ ermunterte die Gastgeberin. Da wurde es lebendig. Ein ‘Waschbecken mit kaltem Wasser, ein alter Esslöffel, dessen Stiel in Holz gefasst war und kleine Stücke Blei waren schnell herbeigeschafft. Bleinüsse mit inliegenden Scherzartikeln goß man bei uns erst zu Sylvester.

Die Reihenfolge wurde durch das Los bestimmt und

zwar so, daß man der Jugend den Vortritt ließ, denn die „giegerten“ schon darauf. In gebührendem Abstand - es konnte gefährliche Spritzer geben - erwartete man den ersten Guß des im Stubenofen geschmolzenen Bleies ins kalte Wasser.

Hei, wie das zischte und in ungezählten silbrigen Perlen auseinanderstob! Übrig blieb ein undefinierbares, filigranartig aussehendes Reststück Blei, das man nach kurzer Abkühlung herausnahm. Dicht gedrängt im Rund umstanden dies interessierten Teilnehmer den Guß und suchten aus dem Gebilde wie die römischen Auguren eine Schrift- oder Gegenstandsdeutung zu finden, die dann zum Leben der Gießerin in Beziehung gebracht wurden. Daß dabei der „Zukünftige“ immer eine Rolle spielte war nahe liegend.

Was konnte schon eine mit viel Fantasie aus dem Bleiguß herausgeknobelte Kutsche anders bedeuten als die bevorstehende Hochzeit! Peinlich konnte die Deutung einer Wiege oder eines Babies bei einem jungen Mädchen sein. Die peinliche Situation und die Beklemmung wurde durch den alten Lehrer des Dorfes gelöst, dem sie alle in dankbarer Ehrfurcht zugetan waren. „Aber Leute, Leute!“ sagte er mit ernster Stimme und schmunzelnder Miene: „Babie oder Wiege bedeuten bei Jungfrauen Übernahme einer Patenschaft!“ Die Betroffenen und ihre Mütter waren durch diese Deutung sichtlich befriedigt. Abergläubisch waren sie nicht - „aber moanchmol ist's schon eingetroffen, moan koann halt nie wissen.“

Nach einer Weile kam die Gastgeberin mit einem Riesentablett voller Schnaps- und Likörgläser, und der Herr Lehrer und seine Frau mußten als erste zulangen. Eine ziemliche Zeit war mit dem Bleigießen vergangen. Da wurden Äpfel und Pfefferkuchen angeboten. Man schälte Äpfel sehr vorsichtig in Spiralen, so daß die Schale als Ganzes erhalten blieb. Wieder waren es die

heiratsfähigen Töchter, die mit diesen Apfelschalen ihre Zukunft zu ergründen suchten. Man warf die Apfelschale von vorn so über die Schulter, daß sie auf der Rückenseite zu Boden fiel. Aus der Lage suchten die Mädchen den Anfangsbuchstaben des zukünftigen Ehegefährten zu deuten.

Auch aus der Richtungslage von Holzscheiten, die man über sich warf, versuchte man seine Zukunft zu erforschen. Man fragt sich, wie solche Losschicksalsspiele ins christliche Brauchtum Eingang fanden, dazu geübt am Gedenktag eines Heiligen? Es ist das unbewußte Weiterwirken altgermanischer Anschauungen auf religiösem Gebiet.

Noch etwas Altüberkommenes! Hier und da war es noch üblich, am Martinstag den Pachtzins (Martinspfennig) zu zahlen, während am Andreastag Schulden beglichen und Zinsen für geliehenes Geld gezahlt wurden. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß ein kleiner Stellenbesitzer, der eine Leinölschlägerei besaß, die Hypothekenzinsen bezahlen kam oder wie er sagte, mit den „Interessen“ kam und das stark von Leinölflecken gezeichnete Zinsenquittungsbuch aus der Tasche holte. Es gab noch Gesellschaftsspiele, und bei Klavierspiel wurden Adventslieder gesungen. Eine Kaffeetafel mit Streuselkuchen und Mohnbabe bildete den Abschluß des Andreasabends. Durch die Doppelfenster hörte man den Nachtwächter die Mitternachtsstunde abpfeifen - im Dorf aber kläfften die Hunde.

Rektor Arthur Kalkbrenner (1986)

